

Lea Feynberg

ICH WERD  
SOWIESO  
RAPPER

ERFAHRUNGEN EINER  
GUT GELAUNTEN LEHRERIN

Kiepenheuer  
& Witsch



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2013

© 2013, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des

Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Barbara Thoben, Köln

Umschlagmotiv: © Leo Leowald, Köln

Gesetzt aus der Galliard

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-462-04585-7

»Dein Leben will ich haben«

Frühstück, Zeugnisse, aufmuntern, gratulieren, trösten und aufräumen – erledigt. Anstrengend, witzig, traurig, emotional, aufregend, spannend und schön. So waren sie, die beiden vergangenen Tage. So war es, das vergangene Jahr, das ganze Schuljahr. Nun sind Sommerferien! Ich könnte schwören, dass die Sonne heute viel kräftiger scheint und die Menschen viel besser drauf sind als gestern. Hach, hört sich das Wort schön an: *Ferien*. Herrlich! Ich fühle mich plötzlich um Jahre jünger. Man wartet, flucht, kriegt ein paar Zusammenbrüche, wartet noch eine Weile und dann auf einmal sind sie da: sechs Wochen. Ohne Zamir, Fatih, Betül, ihre Eltern und alle anderen, die den Alltag aufregend machen. Ohne Wallah, Cüslan und Schwören auf Mutterkoranundmeinleben. Sogar der Stress der beiden vergangenen Tage ist verflogen, die Müdigkeit ist plötzlich auch weg. So einfach kann es sein. Woohoo. Jetzt heißt es ausschlafen, nicht auf die Uhr gucken, sich zivilisiert und ruhig unterhalten, Urlaub machen und vor allem, nicht an die Schule denken. Möge mein Vorhaben gelingen.

Gleich am ersten Ferientag bekomme ich eine SMS von Betül: »Frau Feynberg, haben Sie Umut gesagt, der soll nicht neben mich sitzen, weil ich dumm bin und so? Is schlecht für

dem Umut?« Eigentlich habe ich zu Umut nur gesagt, dass er und Betül zu viel quatschen und lieber nicht nebeneinandersitzen sollten. So schnell entstehen also Gerüchte.

Zwei Wochen später bekomme ich eine SMS von Umut, in der er mir weiterhin schöne Ferien wünscht, eine Palme ist in die Nachricht eingefügt. Umut verbringt jeden Sommer in der Türkei und besucht seine Familie. Nach diesen sechs Wochen kann er nicht aufhören, Deutschland zu loben und zu betonen, wie schön es für ihn ist, in einer Großstadt zu leben. Die SMS ist wirklich sehr lieb.

Gülcan will, dass ich ihr ein paar Fotos von unserem Frühstück schicke. Jannes lädt mich bei Facebook zu einer Party ein: »Bock auf Party, Frau Feynberg?« Und Ambros aus der ehemaligen zehnten Klasse schickt mir auch eine Einladung. Zu seinem 17. Geburtstag. Süß. Jannes werde ich am Anfang des Schuljahres den Kopf waschen, Ambros kann ich nichts mehr sagen.

Und dann kommen Fragen zum Praktikum. Macht ja nichts, dass es erst im Februar nächsten Jahres beginnt. Da kann man schon im Juli nachfragen.

»Wo soll ich Praktikum machen?«

»Fängt schon Montag an?«

Das Praktikum sorgt bereits seit der siebten Klasse für Aufregung. Erst recht am Ende der achten Klasse, wenn es doch im nächsten Schuljahr so weit sein soll. Deswegen habe ich mehrmals vor den Ferien erklärt, wann es losgeht und was man dann mitbringen soll. Aber ich habe anscheinend nicht alle Ungereimtheiten beseitigt.

»Muss ich echt sechs Stunden am Tag bei Praktikum sein? Reicht nicht drei? Und wenn ich nicht komme und einfach zu Hause chillen? Sie bekommen das nie raus!«

»Kann ich bei Dönerbude von mein Onkel seinem Cousin Praktikum machen? Krieg ich Geld da?«

»Ich brauch Zettel, dem alle gekriegt haben, ich schwör, ich hab dem nicht bekommen!«

»Ich hab schon Praktikum, krieg ich gute Note?«

Meinen Job als Lehrerin an einer Berliner Sekundarschule kann ich sowieso nicht ausblenden. Ständig werde ich gefragt, weshalb wir so lange Ferien haben. Es ist recht einfach, wenn man sagen kann: »Ich bin Ärztin und trage viel Verantwortung. Ich muss mich echt ausruhen.« Oder: »Ich arbeite im Büro und komme jeden Tag nicht vor acht raus. Ich habe meinen Urlaub wirklich verdient.« Oder: »Ich bin Tischlerin und muss richtig hart schuften. Mein Körper braucht jetzt richtig Erholung.« Dafür hat jeder Verständnis. In meinem Fall läuft es anders.

»Sechs Wochen Ferien hast du? Was soll ich da mit meinen 28 Tagen sagen?«

»Wie, wenn du aus dem Urlaub zurückkommst, hast du noch vier Wochen frei? Ich hasse dich!«

»Arbeitet ihr auch mal?«

»Also für diese geringe Arbeitszeit müsste eigentlich jeder Lehrer immer perfekten Unterricht vorbereiten! Der Unterricht bei mir in der Schule war scheiße.«

»Die ganzen sechs Wochen kriegt ihr bezahlt? Und für den Vormittagsjob gibt's auch so viel Geld?«

»Sieben Wochen später habt ihr wieder Ferien? Dein Leben will ich haben!«

Wenn ich resolut und vielleicht etwas genervt dagegenhalte, höre ich: »Du redest ja schon wie deine Schüler!« Die Kiddies und ihre Sprüche färben eindeutig ab. Zum Glück, denn ohne ihre kreativen und weisen Einfälle wäre mein Beruf nur halb so aufregend.

# HEREINSPAZIERT IN MEINE WELT

»Mum, alles klar?«

»Ja, ja, ich rufe nur so an. Wie geht's?« Meine Mutter meldet sich fast täglich bei meinem Bruder und mir. Neuerdings auch über Skype und Facebook. Die moderne Mami. Vor ein paar Jahren hieß es noch: »Ich warte hier im Auto vor der Schule deines Bruders und er geht nicht ans Handy. Kannst du ihm bitte eine SMS schicken, dass er runterkommen soll?«

»Kannst *du* ihm keine SMS schicken?«

Als wäre dieses komische Nachrichtenverschicken die neueste Erkenntnis der Wissenschaft, fragte meine Mutter: »Was muss ich denn dafür drücken?«

Mein Bruder und ich wohnen in Berlin, unsere Eltern aber in Frankfurt am Main. Das ist zwar nicht Australien, allerdings auch nicht gerade um die Ecke. Da ist nichts mit »Ich-komm-mal-kurz-vorbei-und-schaue-ob-du-nicht-verhungert-bist«. Um zu überprüfen, ob wir noch leben, eine neue Liebe gefunden haben, jobtechnisch alles gut ist, ob das Geld reicht und ob mein Bruder auch fleißig studiert, telefonieren wir regelmäßig. Auch wenn Papa anruft, bleiben wir von der elterlichen Neugier nicht verschont, obwohl er sich für andere Dinge interessiert als Mama. Es wird über den Lautsprecher

des Telefons kommuniziert oder beide quetschen sich vor die Skype-Kamera. Sonst könnte man ja ein wichtiges Detail aus dem Leben der Kinder verpassen.

Dieses Mal ruft meine Mutter aus dem Auto über die Freisprechanlage an. Kann ich sehr gut nachvollziehen. Wann sonst hat man Zeit zu telefonieren, wenn nicht beim Autofahren?

»Dein Bruder muss sich ja demnächst für eine Doktorandenstelle bewerben. Hat er das schon gemacht? Oder klappt es an seiner jetzigen Uni? Hat er schon eine Antwort von seinem Professor erhalten? Hast du mehr Informationen als ich? Nicht, dass er faulenzet und nichts tut. Schreibt er auch seine Masterarbeit? Oder geht er nur in die Disco? Und er hat ja so stark abgenommen in letzter Zeit, isst er auch genug? Ist er sonst gesund? Wenn er krank sein sollte, musst du ihm eine Hühnerbrühe kochen.«

Das sind zu viele Fragen und Aspekte auf einmal. Okay, ich bin die große Schwester. Ich weiß auch einiges über meinen kleinen Bruder. Und ja, wir leben in einer Stadt. Dennoch kann er über sein Leben selbst sicherlich mehr erzählen als ich.

»Ähm, keine Ahnung! Frag ihn doch selbst!«

»Ja, ja, mache ich. Ich will ihn ja nicht unbedingt stören, er soll endlich seine Masterarbeit beenden.«

»Mama, er ist 24 und schon fast mit dem Studium fertig. Ich würde sagen, er liegt ziemlich gut in der Zeit.«

»Ich habe übrigens sein Abizeugnis rausgesucht. Er braucht es bestimmt für die Bewerbung um die Doktorandenstelle.«

Mein Bruder war in der Schule ein Streber und ist es eigentlich bis heute. Kein klassischer Streber. Er war einfach immer richtig gut. Kurz mal den Zellenaufbau angucken, den Eltern

erzählen, dass er den ganzen Tag gelernt hat, mit den Jungs um die Häuser ziehen und am nächsten Tag in der Klausur mindestens zwölf Punkte schreiben. Weil es »ultraleicht« war.

Im Gegensatz zu ihm musste ich immer lernen. Selbst das war keine Garantie für eine gute Note, hat sich aber ausgezahlt. Wir können eigentlich nicht dieselben Eltern haben, so verschieden, wie wir sind. Zumindest was das betrifft, sind wir uns einig.

Aber wir haben beide Ziele und leben nach den Werten, die uns im Kindes- und Jugendalter vermittelt wurden. Mein Vater erzählt fast jedem Menschen, den er trifft, stolz und über das ganze Gesicht strahlend, dass ich Lehrerin geworden bin und mein Bruder etwas ziemlich Kompliziertes studiert: molekulare Biotechnologie.

»Hallo? Bist du noch dran?«

»Ja, Mama, das Zeugnis?«

»Ich habe mir sein Zeugnis angeguckt. Die Noten in der Oberstufe waren so schlecht! Das ist die reinste Katastrophe!«

»Mama! Seine Noten waren *super!* Wenn ich dich erinnern darf, betrug sein Abischnitt 1,7! Kein Grund zum Meckern!«

»Also, ich weiß beim besten Willen nicht, wie diese 1,7 zustande kam. Vielleicht haben die sich verzählt?«

»Ja, genau Mama, bestimmt haben sich seine Lehrer verzählt und eigentlich hatte er einen Durchschnitt von 3,9! Die fanden deinen Sohn bloß so toll, dass sie seine Noten einfach aufgewertet haben!«

»Dass du alles ins Lächerliche ziehen musst! Zum Beispiel Englisch: Da hatte er in der zwölften Klasse nur zehn Punkte! Was für eine miserable Leistung! Ich hatte in Englisch immer eine Fünf!«

Eine Fünf ist in Russland die Bestnote und entspricht unserer Eins.

»Ja, ja, ich weiß, dass du sowohl die Schule als auch die Uni mit Auszeichnung beendet hast. Aber Mama, zehn Punkte sind eine Zwei minus! Und das ist nun wirklich keine schlechte Note!«

»Ja, das weiß ich doch!«

»Und wo liegt das Problem?«

»Du fragst noch, wo das Problem liegt? Er hätte auch 13, 14 oder 15 Punkte bekommen können!«

»Oder 15+!«

Die Ironie ist nicht angekommen. Für Mama gibt es bei Leistungen nach oben keine Grenzen: »Oder 15+«, antwortet sie und wirkt das erste Mal seit Beginn des Gesprächs befriedigt.

Für so viel Geduld und Ausdauer im Nachhaken und Fragenstellen würde ich sofort die beste Note vergeben.

*»Ohne Sinn, Sie mobben mich«*

Der Auftrag der Eltern heißt »Erziehen und Bilden«. Der Auftrag der Schule heißt »Bilden und Erziehen«. Das ist ein Riesenunterschied. Wenn ich schätzen müsste, würde ich allerdings sagen, siebzig Prozent meiner Zeit drehen sich um Erziehung und nur dreißig Prozent um Bildung. Wenn es hochkommt. Bevor man erklären kann, was die Gründe für den Ersten Weltkrieg waren, was eine Synapse ist oder wie Flächen berechnet werden, müssen die Schüler verstehen, dass es Regeln und Pflichten gibt, dass Höflichkeit nie verkehrt sein kann und dass nicht jeder Mensch auf der Straße auf Ärger aus ist. Sie müssen lernen, mit Enttäuschungen umzugehen und sich trotz schlechter Perspektiven anzustrengen. Ich muss versuchen, etwas Licht in die Dunkelheit zu bringen. Wenigstens ansatzweise.

Es ist Freitag. Das neue Schuljahr ist erst eine Woche jung und ich sehne mich nach dem Wochenende.

Zehn Minuten nach dem ersten Läuten klopft es an der Tür. Nein, es hämmert. So laut, dass wir alle zusammenzucken, ich an ein Erdbeben denke und sich bereits Evakuierungsszenen in meinem Kopf abspielen. Ich renne zur Tür und reiße sie auf. Nafisa steht vor mir. Mit knallrotem Kopf.

»Sag mal, hast du nicht gelernt, etwas menschlicher zu klopfen?«

»Hä?«, Nafisa versteht überhaupt nicht, was ich von ihr will. »Sie haben doch gesagt, man soll klopfen, wenn man zu spät ist.«

»Genau, ich sagte ›klopfen‹ und nicht ›die Tür eintreten!‹«

»Aber sonst hören Sie doch nix! Und ich bin gerannt!«

»Das üben wir noch mal. Warum bist du zu spät?«

»Tut mir voll leid. Musste was machen.«

Insgeheim habe ich fast Verständnis für Nafisas Verschlafen. Ihre Mutter arbeitet im Schichtdienst. Der Vater ist abgehauen, nachdem er festgestellt hat, dass Deutschland doch nicht sein Ding ist. Die Sprache, die Menschen, fehlende Arbeit. Nafisas Mutter zieht also zwei Kinder allein groß. Allerdings ist sie nicht ganz alleinerziehend, denn Nafisa kümmert sich aufopferungsvoll um ihre kleine Schwester. Ihre Mutter sieht Nafisa nur selten. Wenn sie wach wird, schläft die Mutter noch. Wenn sie nach der Schule nach Hause kommt, ist ihre Mutter schon zur Arbeit gegangen und kommt erst spät in der Nacht wieder. Sie kommunizieren durch Zettel, die sie einander auf dem Küchentisch hinterlassen. Nafisa bringt ihre Schwester in die Schule und holt sie wieder ab. Sie kocht, wäscht und putzt. Zum gemeinsamen Klassenfrühstück bringt Nafisa immer die leckersten Sachen mit und nimmt gerne die Bestellungen ihrer Mitschüler entgegen. Sie hat keine Freizeit. Aber sie beschwert sich nicht.

Ich muss mich aber leider beschweren, muss sie wie die anderen behandeln. Auch sie muss pünktlich sein. Ihre Mutter anzurufen, bringt nicht viel. Beim letzten Anruf musste ich mir anhören:

»Hallo, Frau Feynberg, wie geht's dir? Danke, dass du anrufst. Sie hat nicht verschlafen, sie war wach und wollte nicht aufstehen. Ich rede mit ihr, aber rede du auch!«

Eigentlich müsste ich mir die Mutter vornehmen. Zusammen mit dem Jugendamt.

»Ihre Tochter ist ein Kind und sie braucht die Zeit zum Lernen und nicht für den Haushalt!«

Na ja, ich kann gut reden, ich stecke da nicht drin. Leider muss ich aber durchgreifen: »Herzlichen Glückwunsch, du hast am Mittwoch in der achten Stunde Nachsitzen gewonnen.«

»Hä?«

»Du musst nachsitzen, weil du heute zu spät gekommen bist.«

»Was? Aber ich war doch gestern pünktlich!«

»Aber *heute* nicht! Und vergangene Woche auch nicht!«

»Ich komm nicht.«

»Wer eine Stunde verpasst, muss sie nachholen. Gerechtigkeit und so.«

»Mies unfair, die anderen waren auch unpünktlich.«

»Die anderen werden dir Gesellschaft leisten.«

»Oh. – Ohne Sinn, Sie mobben mich.«

Doppelstunden sind gut, da hat man Zeit. Zeit zu klären, wer warum zu spät gekommen ist. Aber erst, nachdem man alle Schüler in die Unterrichtsausgangslage gebracht hat: Jacke aus, Kaugummi raus, Materialien auf den Tisch, Essen und Trinken vom Tisch.

Wer warum zu spät ist, ist eigentlich egal. Zu spät ist zu spät. Aber wer weiß, vielleicht sind jemandem Außerirdische begegnet oder die Königin von England.

Kurz nach Beginn der dritten Stunde öffnet Max die Tür.

»Max! Hat dein Wecker den Geist aufgegeben?«

»Ähm, nein. Mein Vogel war's.«

Er guckt zu Boden. Immerhin, da scheint sich was zu rühren.

»Dein Vogel war was?«

»Ich hab echt den Wecker gestellt. Aber in der Nacht ist

mein Wellensittich wohl an den Wecker gekommen. Ich glaube, der hat den irgendwie ausgemacht. Also habe ich den nicht gehört. Ist so.«

Zur vierten Stunde spaziert Emre durch die Tür in die Klasse, langsam wie eine Schildkröte. Ich bin froh, dass er nicht durch das Fenster kommt, das hatten wir auch schon. Wie selbstverständlich. Dagegen ist Nafisas Verspätung nicht mal der Rede wert.

»Emre, möchtest du mir vielleicht etwas sagen? ›Entschuldigung‹ zum Beispiel und der Grund für deine Verspätung wären nett.«

»Aaaller, wieso fahren Sie mich so an? Was kann ich dafür, wegen diese Scheißenzeitenumstellung? Was los mit dem, Ihr Leben?«

Er rollt mit den Augen und sieht sehr genervt aus.

»Falls du mein Leben meinst, mit meinem Leben ist alles *bestens*. Und was für eine Zeit? Die Ausrede mit der Zeit hattest du schon gestern. Was soll ich daraus schließen? Die Sommerzeit gilt bereits seit März und bei dir zu Hause sind die Uhren immer noch nicht umgestellt?«

»Haben Sie gerade alle bei uns zu Hause beleidigt?«

Emre fährt fort und zwar in einem Ton, als wäre ich diejenige, die hier ein Verbrechen begangen hat.

»Und was Ausrede? Ausrede, Ausrede ... Ist keine! Wenn meine Mudda mir nix sagt, wegen diese Scheißenzeit, dann ist doch hier keine Ausrede?«

»Der Rest der Klasse hat die Zeitumstellung komischerweise mitbekommen. Und zwar schon im März! Ich habe es auch geschafft, pünktlich zu sein!«

»Ja ... bei Sie ... ist ja auch was anderes ... Und immer krieg ich Ärger, nur weil ich Ausländer bin? Haben Sie was gegen die?«

Ich schaue Emre verwundert an, er hält kurz inne.

»Geht ja nicht, oder? Sind ja selber nicht von hier.«

Emre, Max und Nafisa sind nicht die einzigen Zuspät-  
kommer. Die anderen musste ich in der ersten Woche auch  
schon zur Rede stellen.

»Jannes, warum warst du heute zu spät?«

»U-Bahn.«

»Was ist mit dir, Umut?«

»Auch U-Bahn. Wirklich.«

Am liebsten würde ich fragen: »Was U-Bahn?« Aber das  
geht nicht. Ich muss mich richtig artikulieren, schließlich  
verfüge ich über eine Vorbildfunktion. Ach, ich gehe einfach  
gar nicht darauf ein. Zu spät, zu früh, zu voll, ausgefallen,  
kaputt – irgendwas wird es schon gewesen sein.

»Mensch, Leute, ich bin heute auch mit der U-Bahn in die  
Schule gekommen und ich war pünktlich!«

»Ja ... Sie ... ist ja was anderes.«

»Wieso ist es denn was anderes? Eine private U-Bahn be-  
sitze ich noch nicht!«

Dieses Jahr wird es ernst, die Schüler müssen ihr Praktikum  
absolvieren. Wenn sie mehrere Male zu spät zur Arbeit er-  
scheinen, sind sie draußen. Die heutige Situation schreit  
nach Konsequenzen.

»Jetzt müssen wir uns mal beraten. Ich möchte auch eure  
Meinungen hören und berücksichtigen. Was machen wir  
nun mit denen, die heute zu spät kamen?«

»Sie sollen nachsitzen.«

»Lassen Sie sie drei Wochen Ordnungsdienst machen!«

»Schläge?«

»Leute, ich brauche ernsthafte Vorschläge! Wie wär's  
denn, wenn jeder, der etwas verbrochen hat, in die Klassen-  
kasse einzahlt?«

Jannes ist strikt dagegen, auch Gülcan wehrt sich.

»Frau Feynberg, auf keinsten! Was'n daran schlimm, mal zu spät kommen? Ist doch voll menschlich. Sind Sie noch nie zu spät gekommen? Und dann gleich wie im Gefängnis, Strafe!«

»Nein, ich bin noch nie zur Arbeit zu spät gekommen. Und die Schule ist eure Arbeit! Wenn man gegen die Straßenverkehrsordnung verstößt, muss man auch zahlen. Das wenden wir jetzt auf die Schulordnung an und können so unsere Klassenkasse aufbessern.«

»Cüüüs, Frau Feynberg! Ihr Ernst? Ich muss sparen, ich brauch Geld für Sommersale. Ich muss so krass neue Schuhe kaufen!«

»Gülcan, das ist doch ganz einfach! Wenn du immer pünktlich bist, dann musst du auch nicht zahlen.«

»Cüüüs, immer pünktlich? Was das?«

»Mal zu spät kommen, kann passieren, aber wir hatten diese Woche gleich mehrere Verspätungen! In der ersten Woche, wohlgemerkt. Es muss Konsequenzen geben. Im wahren Leben gibt es die auch. Im Berufsleben wird keiner weggucken, sondern euch feuern!«

»Jaaa ... Berufsleben ist ja auch was anderes.«

»Nein, das ist nichts anderes! Es geht um eure Einstellung. Wenn sie jetzt nicht geändert wird, dann passiert das nie.«

Nafisa holt bereits ihr Portemonnaie raus: »Was soll ich zahlen? Soll ich Ihnen einen Euro geben?«

»Aller Mädchen, bist du behindert? Wieso zahlst du gleich? Deine Mutter hat bestimmt voll lange gearbeitet für den Euro. Schämst du dich nicht? Mach doch lieber Ordnungsdienst zwei Wochen!«

»Mirko, wir haben uns doch gar nicht auf Ordnungsdienst geeinigt!«

Nafisa fährt fort: »Ich mach doch keinen Ordnungsdienst!

Ich lass mich doch nicht knechten! Ich muss schon zu Hause so übertrieben viel putzen! Hier, ich geb Ihnen einen Euro, kaufen Sie davon eine Putzbrigade! Ich kann Ihnen eine von meine Land besorgen, die sind billig.«

»Leute, so kommen wir nicht weiter.«

»Was machen Sie überhaupt mit dem Geld, wenn wir was in der Kasse haben?«

Fast glaube ich zu sehen, wie Yunus' Kopf raucht. Er denkt nach.

»Mal schauen, das entscheiden wir dann. Einen schönen Ausflug zum Beispiel ...«

»Ah so, ich dachte, Sie gehen McDonald's essen oder so.«

»Doch nicht McDonald's! Ich schnappe mir die werte Frau Kollegin und dann verreisen wir für ein Wochenende. Möglichst teuer!«

»Maaan, Frau Feynberg, bleiben Sie mal ernst!«

»Bleib du mal ernst!«

Nun wird alle vier Wochen, freitags, gezählt, wer wie viel für den vergangenen Monat zahlen muss. Eine Woche später soll das Geld da sein. Nachsitzen – egal. Tadel – egal. Anruf zu Hause – mir doch egal, ob Sie meine Mutter anrufen. Zahlen für Vergehen – oh nein, bitte nicht. Geld ist das Einzige, was wehtut. Jeder Eintrag ins Klassenbuch kostet 50 Cent, jede Verspätung ebenso. Beim Tadel muss schon ein Euro her.

Das ist auch eine Art, die Klassenkasse zu füllen. Normalerweise zahlen die Eltern einmal oder zweimal im Jahr in die Kasse ein, um Ausflüge oder Materialien zu finanzieren. Das funktioniert oftmals nur durch Hinterherrennen. Viel zu anstrengend.

Der August ist gewinnbringend. Für die Klassenkasse, nicht für die Lehrernerven. 37 Euro strafgesammelt. Beim nächsten Ausflug gibt es eine Kugel Eis für jeden.

Abdul hat Einträge für 4,50 Euro.

»Ey, Frau Feynberg, bitte, darf ich Raten zahlen? Heute ein Euro, Freitag zwei Euro und nächste Woche zwei Euro?«

Abdul sieht wirklich verzweifelt aus.

»Du willst fünf Euro zahlen? Kein Problem, Abdul!«

»Äh, nein. Ich meine nächste Woche 1,50. Ich schwör, ich bin nächsten Monat brav.«

»Nein, entweder zahlst du heute oder sitzt viereinhalb Stunden nach.«

»Ok, hören Sie zu, ich mache Ihnen Vorschlag. Deal. Ich zahle jetzt zwei Euro und mache drei Wochen Ordnungsdienst!«

»Sehe ich aus wie ein Gemüseverkäufer auf dem Markt, mit dem du verhandeln kannst?«

»Ohne Sinn. Ey, bitte, ich krieg erst nächste Woche Taschengeld und ich wollt noch MCs gehen. Ok, jetzt ehrlich letzter Vorschlag. Ich zahl 2,50 Euro und sitze zwei Stunden nach.«

Das lasse ich gelten, so viel Engagement muss belohnt werden.

»Ich schwör, Sie haben 's drauf«

Die Stimmung ist an diesem Dienstag irgendwie anders. Viele hängen lustlos in den Stühlen. Als hätten die Schüler eine schlimme Nachricht bekommen, wie, »Die Schulzeit wird um fünf Jahre verlängert«.

»Efkan, was ist denn los?«

»Frau Feynberg, ich faste. Können wir heute Schule ausfallen lassen?«

»Du fastest?«

»Ja, Frau Feynberg. Ramadan, noch halbe Monat.«

»Ah so, Bergfest quasi.«

»Nein, kein Fest, Ramadan – Fastenzeit.«

»Als Bergfest bezeichnet man die vergangene Hälfte einer bestimmten Zeit.«

»Krass. Voll ohne Sinn. Na ja, wir haben halt Ramadan.«

»Stimmt, ja. Aber gestern warst du doch noch ganz munter und ihr fastet jetzt schon eine Weile?«

»Ja, aber gestern war Montag. Nach Wochenende. Noch gechillt. Und jetzt arbeiten? Nee, ey.«

»Leider doch. Auch du musst jetzt einen Stift und Papier auf deinem Tisch haben.«

Efkan verzieht das Gesicht, verdreht die Augen und bewegt sich im Schneckentempo zu seiner Tasche. Ein Sieg für mich. Wenn auch ein ganz kleiner.

Mit Efsan muss man vorsichtig umgehen. Seine Mutter vergöttert ihn. Nach der ungewollten Schwangerschaft mit 17 gab es plötzlich keine Familie mehr, nur noch Efsan und sie. Trotz der Prinzenrolle zu Hause leidet der Junge. Er hätte gerne einen Vater und Großeltern. Deswegen ist er sehr launisch, leider weitaus häufiger schlecht als gut gelaunt. In den schlecht gelaunten Phasen sollte man ihn am besten in Ruhe lassen. Er lässt sich nur selten etwas von mir sagen, denn es gibt nur eine Frau auf dieser Welt, auf die er hört: seine Mutter. Lehrerinnen haben es ganz schwer.

»Wer möchte den ersten Absatz lesen?«

Keiner meldet sich.

»Bitte nicht so viele auf einmal! Can?«

»Nee ...«

»Komm Can, es ist nur ein Absatz.«

»Frau Feynberg, ich faste ...«

»Leute, das Fasten kann doch nicht die Ausrede für alles sein! Ihr geht nun mal in dieser Zeit zur Schule und da müsst ihr volle Leistung bringen!«

»Wie Sie keine Ahnung haben!«

»Doch, habe ich ... Auch ich habe schon mal gefastet. Und ich verstehe, dass es schwer ist, Traditionen mit dem Alltag zu verbinden. Nichtsdestotrotz muss es gehen! Ihr braucht einen Abschluss!«

Auch Önder fastet und muss uns seine Meinung mitteilen: »Frau Feynberg, ich schwöre auf alles, ist übertrieben schwer. Aber ist nur Phase, ist bald zu Ende.«

»Das glaube ich, dass es schwer ist. Dennoch, wir müssen hier weiterkommen.«

Trotz ständiger Fastenverweise können wir den Text doch bis zum Ende bearbeiten. Das Tempo ist viel zu langsam, aber immerhin hat jeder das Buch dabei.

»Frau Feynberg, ich schwör, Sie haben's drauf.«

»Ah ja?«

»Ja, wie Sie uns immer zwingen, Sachen zu machen und wir machen die.«

»Was redest du denn da?«

»Wir wollen ja nicht lesen, schreiben und arbeiten und so. Und dann zwingen Sie uns und wir machen es. Wie machen Sie das?« Gülcan zumindest habe ich heute also beeindruckt.

»So Leute, nachdem ihr nun hart gearbeitet habt, müssen wir uns organisatorischen Dingen widmen. Wir brauchen zwei Klassensprecher und die müssen jetzt gewählt werden.«

»Ist Klassensprecher ein Beruf? Kann man den studieren?«

»Na ja, ein Beruf ist es nicht, aber du trägst eine Menge Verantwortung und hast ganz viele Aufgaben, die du erfüllen musst!«

»Uuuuh, wichtig, ich werde! Dann bin ich doch wichtig?«

Gerade noch hing Abdul halb tot im Stuhl. Jetzt springt er durch die Klasse und ernennt sich schon mal selbst zum Klassensprecher.

»Abdul, wir wählen einen Klassensprecher, es bist also nicht du, der bestimmt, wer es sein wird. Es heißt Klassensprecher*wahl*. Jeder kann wählen, das ist das Prinzip der Demokratie.«

Wir besprechen, welche Eigenschaften der Klassensprecher und sein Stellvertreter haben sollten und welche Aufgaben sie übernehmen müssen. Die Schüler, die sich eben noch zur Wahl stellen wollten, werden immer weniger.

»Ey, wählt mich ma! Ihr kriegt alle McDonald's-Menü mit was ihr wollt drinne und ich werde miesnett sein! Auch zu dir, Isabel.«

Abdul ist rot vor Aufregung und ich muss befürchten, dass er sich heute nicht mehr beruhigen wird.

Önder hat eine bessere Idee, wer das Amt des Klassen-sprechers ausführen sollte: »Setz dich hin, du Opfer, gar nix wähl ich dich. Ich will werden. Aber Frau Feynberg, ich will irgendwie bestimmen und nix zu tun haben mit Verantwortung und so. Was das, Verantwortung? Welcher Knecht hat die erfunden?«

Önder musste noch nie Verantwortung für etwas übernehmen. Seine Eltern sind superstreng, sie erlauben ihm nichts. Er darf keine Meinung haben, sondern macht nur das, was ihm auferlegt wird. Nach der Schule isst er und geht dann in sein Zimmer, um Hausaufgaben zu machen. Angeblich. In seinem Zimmer macht er wahrscheinlich alles, nur keine Hausaufgaben. Das kontrolliert nämlich keiner mehr. Danach darf Önder rausgehen, aber nur für eine Stunde. Und dann noch eine halbe Stunde Playstation zocken. Ansonsten muss er viel lesen. Das merkt man Önder an, doch vor den Mitschülern kann er das natürlich nicht zugeben. Sonst gälte er als uncool. Mir als Lehrerin bringt die strenge Erziehung bedauerlicherweise nicht so viel, wie man eigentlich erwarten sollte. Denn in der Schule lässt Önder alles raus, was er sonst nicht darf, er hat zwei Gesichter. Eins für seine Eltern, eins für die Lehrer. Deswegen verstehen sie nicht, warum Önders Leistungen immer schlechter werden. Wie kann das sein? Zu Hause sei er doch ganz anders? Ich müsse mich irren ...

»In der Grundschule hab ich so eine Tasche von so einem behinderten Mädchen umgeworfen und die Lehrerin war übertrieben sauer, ich dacht, die schlägt mich. Ich schwör auf Koran, ich dacht, die schlägt mich. Ich hätt die so angezeigt, was ne Hässlichkeit!«

»Önder, komm zum Punkt! Ist deine Geschichte aus der Grundschule bald zu Ende?«

»Aller Frau Feynberg, unterbrechen Sie mich mal nicht. Ist unhöflich. Sie wollte, dass ich das aufräume. Und in der Tasche von dieser Behinderten war so ekliges Zeug. Ich schwöre, ich wollt kotzen! Ist die hässlich, meine Lehrerin, denkt die, ich fass das an! Gar nix mach ich.«

»Önder! Es gibt keinen Grund für Beleidigungen! Das wird dich bei deiner Absicht, Klassensprecher zu werden, sicherlich nicht weiterbringen! Deine Geschichte ist wirklich sehr interessant, aber was hat das Ganze mit der Wahl zu tun?«

»Die, also meine Lehrerin, die hat dann unseren Klassensprecher auswendig gemacht.«

»Ausfindig gemacht.«

»Ja meine ich doch, auswendig gemacht. Und der musste mit mir dann reden und so ...«

»Ok, Önder, krasse Geschichte. Ich schlage vor, du setzt dich wieder hin und wir fahren mit der Wahl fort.«

Önder setzt sich.

Wir wählen also. Abdul schreit immer wieder, wie schrecklich aufgeregt er sei, Melina entscheidet in letzter Sekunde, dass sie sich auch zur Wahl stellen will. Can fragt fünfmal, wie viele Namen er auf den Zettel schreiben kann und ob er seinen Namen dazuschreiben soll. Yunus erklärt, was er alles als Klassensprecher verändern möchte, Emre rennt durch die Klasse und teilt uns allen mit, wie gerne er gewählt werden würde. Önder erläutert, warum einen Klassensprecher zu haben »ohne Sinn« sei, Mirko diskutiert mit Önder und sagt, dass Klassensprecher »voll mit Sinn« sei. Und ich versuche, die Wahl abzuschließen. Letzten Endes haben wir 30 Zettel mit Namen. Auch ein paar ungültige Zettel, mit Blümchen, zwei Namen und »deine Mutter«. Leider sind heute nur 23 Schüler da. Die Wahl ist manipuliert! Skandal! Ich will

aber auf keinen Fall ein zweites Mal wählen. Wirklich auf keinen Fall. Schließlich haben wir heute noch andere Dinge auf dem Programm. Außerdem passt mir das Ergebnis: Umut und Jocelyn sind Klassensprecher geworden und beide sind zuverlässig. Önder beschwert sich lauthals, dass die Wahl ungültig sei und wir noch mal wählen müssten. Auch Abdul ist unzufrieden: »Ich hatte voll die Chancen zu gewinnen. Was habt ihr gemacht, könnt ihr nicht wählen? Voll die ehrenlosen Kinder! Nächstes Mal werde ich so ein King sein, da werdet ihr mich auf Knien bitten, dass ich euch erlaube, mich zu wählen!«

# MOSKAU UND ICH

Zwei Gerüche liebe ich ganz besonders. Den Geruch von anfahren den U-Bahnen und den von druckfrischen Büchern; beide erinnern mich an meine Kindheit und an die Stadt, in der ich großgeworden bin. Tagelang konnte ich an den Seiten der Bücher schnuppern, stellte mir vor, den Duft von Wissen und Abenteuern einzusatmen. Den langen Flur unserer Moskauer Wohnung zierten dunkle Regale, die von oben bis unten vollgestopft waren mit literarischen Werken. Ich hatte nicht viele Freunde, nur meine Puppe Alessia, die die Größe eines zwei Monate alten Babys hatte, und ich hatte meine Bücher, die kleinen Schätze des Alltags. Auf dem Weg von der Schule nach Hause habe ich oft in der Buchhandlung vorbeigeschaut, ich brauchte regelmäßig Nachschub.

Die U-Bahn-Stationen meiner Geburtsstadt sind das Erste, woran ich denke, wenn ich ›Moskau‹ höre. 1980 gab es dort zwei bedeutende Ereignisse, die Olympischen Sommerspiele und die Geburt meiner Wenigkeit. Als ich das Licht der Welt erblickte, war Moskau die Hauptstadt der Sowjetunion. Eine wunderschöne Riesenstadt, damals wie heute: Diese pompösen Wahnsinnskunstwerke unter der Erdoberfläche, lange Rolltreppen, die in die tiefen, unterirdischen Paläste mit ihrer prunkvollen Architektur führen. Die Metro – ein glanzvolles Museum. Kronleuchter, Marmor, Mosaik, Gemälde und

Stück. Das sind Dinge, die man normalerweise wohl kaum mit U-Bahn-Stationen, sondern eher mit Schlössern verbindet. Nach außen sollte in der Sowjetunion alles glänzen – also wurde mit unnötigem Luxus angegeben. Selbst unter der Erde, denn Schönheit, Macht und Ansehen des Landes sollten demonstriert werden. Von Bescheidenheit keine Spur, für Geldzählen bestand kein Bedarf, schließlich lebte man im Sozialismus, in dem sowieso alles dem Kollektiv gehört.

Ein anderes sowjetisches Phänomen waren die ultralangen Schlangen vor den Supermärkten und Drogerien. Viele Dinge gab es einfach nicht. Fast nie und fast nirgendwo. Andere Dinge, wie Brot, konnte man immer und überall kaufen, auch ohne in der Schlange anstehen zu müssen. Exotisches Obst war kaum zu bekommen, Lebensmittel wurden vom Staat verteilt. Natürlich bekam Moskau aufgrund seiner Größe einen bedeutenden Teil dieser wertvollen Schätze ab. Ich wusste also bereits vor unserer Einreise nach Deutschland, wie Bananen und Orangen aussehen. Es soll allerdings auch Menschen gegeben haben, die während der Sowjetzeit nicht von diesen Früchten gehört haben.

Der Lebensmittelmangel war aus dem Alltag der Menschen nicht wegzudenken. Gegenüber von unserem Haus befand sich ein Supermarkt. Der Anblick, der sich uns bot, wenn wir aus dem Wohnzimmerfenster sahen, war meist der Gleiche: lange Schlangen und manchmal sogar Menschen, die mit einem Lächeln den Laden verließen – oftmals mit einer Packung Milch. Wer damit aus dem Supermarkt kam, hatte sich wahrscheinlich bereits frühmorgens eingefunden und sich geduldig in die Schlange eingereiht. Auf Fleisch konnte man nur hoffen, wenn man sich früh genug am Hinterausgang des Ladens einfand. Delikatessen konnte nur derjenige erwerben, der über eine Zugangsberechtigung zu besonderen Lebensmittelgeschäften verfügte oder Be-

ziehungen zu Parteiangehörigen oder hochrangigen Staatsfunktionären pflegte. In Kantinen, in denen die Partielite verkehrte, durfte es an nichts fehlen. Deshalb gab es dort Produkte, die Normalsterbliche nie zu Gesicht bekamen.

Wir hatten Glück. Meine Oma war in einem Ingenieurbüro für Telekommunikation angestellt, das Arbeiten für Staatsbehörden und Parteifunktionäre verrichtete, es war somit Teil des Systems. Oma musste ständig an Gebäuden rumwerkeln, die sich auf dem Gelände des Kremls befanden. Deshalb war sie häufig in der Nähe der Verteilungsstelle für Luxusgüter und konnte ab und zu etwas davon mit nach Hause bringen.

Eine weitere Besonderheit meines Heimatlandes war das Ausreiseverbot. Ein Besuch in einem anderen kommunistischen Land war schwierig, in einem kapitalistischen Land unmöglich. Jeder, der einen Ausreisantrag stellte, musste sich zahlreichen Fragen unterziehen, die von einer Kommission linientreuer Parteimitglieder gestellt wurden; Fragen über das politische System der Länder des Warschauer Paktes und über das politische System des Landes, in das man reisen wollte. Aufgrund der Antworten, die die ausreisewillige Person geben konnte, wurde die Entscheidung über eine mögliche Bewilligung oder Ablehnung getroffen. Erst mit Gorbatschow wurde die Ausreiseregung gelockert.

Meine Familie – wie der größte Teil der sowjetischen Bevölkerung – kannte es also nicht anders. Man wusste nicht, wie man zur selben Zeit in anderen Ländern den Alltag meisterte. Man hinterfragte nichts, man passte sich den Umständen an.

Meine Eltern, mein Bruder und ich teilten uns eine Dreizimmerwohnung mit meinen Großeltern mütterlicherseits. Diese Wohnsituation war ein absoluter Luxus, denn zur Ge-

burt meiner Mutter hatte es in derselben Wohnung ganz anders ausgesehen. In einem dieser drei Zimmer hatten acht Leute geschlafen. Anfangs musste meine Mutter auf dem Tisch schlafen, weil man für sie sonst keinen Platz gefunden hatte. Für ein Baby war das zum Glück kein Problem. Die restlichen Zimmer waren anderweitig belegt; mit Menschen, die meine Familie erst beim Einzug kennengelernt hatte und mit denen sie ab diesem Zeitpunkt den Alltag teilte.

Nachdem mein Bruder und ich geboren wurden, lebten wir aber nur noch zu sechst in drei Zimmern. Wir waren eindeutig privilegiert. Meine Eltern, mein Bruder und ich wohnten im einen und meine Großeltern im zweiten Zimmer. In unserem Zimmer stand eine Schlafcouch für unsere Eltern und ein Hochbett für mich. Mein Bruder war damals noch zu klein für ein eigenes Bett und schlief bei unseren Eltern.

Das dritte Zimmer wurde als Wohnzimmer genutzt. Mein Geburtstag wurde immer dort gefeiert, immer an einem Samstagnachmittag und immer nach dem gleichen Prozedere. Es wurde unheimlich viel Essen aufgetischt, das liebevoll in unserer Küche zubereitet worden war, und ich feierte mit meinen Freunden und ihren Eltern.

Es war eine wahnsinnig große Wohnung im achten Stock eines prächtigen Massivbaus, der zu Stalins Zeiten errichtet worden war. Sie hatte einen Riesenflur mit wunderschönem Parkettboden und hohen Decken, ein modernes Bad und eine großzügige Wohnküche. Ich liebte es, auf die Stellen zu treten, wo der Boden besonders laut quietschte. Dass die Mäuse in der Küche gemütlich durch den Raum spazierten, schien niemanden zu stören. Opa, Papa und ich kontrollierten regelmäßig die Fallen und entfernten die Opfer. Sicherlich war der Müllschlucker in der Küche, mit dessen Hilfe wir unsere Abfälle aus der Wohnung direkt auf das Mülllager

verfrachten konnten, für diesen gigantischen Mäuseandrang verantwortlich. Als wir nach Deutschland einwanderten, war es für mich völlig unbegreiflich, dass man Müll gefahrlos in der Wohnung lagern konnte.

Das Haus meiner Kindheit steht bis heute, schön ist es nur von außen. Drinnen roch und riecht es immer noch ekelhaft. Was manche Menschen in der Eingangshalle alles erledigt haben, daran mag ich gar nicht denken. Das Haus befindet sich an einer stark befahrenen Straße, acht Spuren in eine Richtung. In den ersten zehn Jahren meines Lebens kannte ich keine andere Geräuschkulisse als die der vorbeirasenden Autos, Lkw und Oberleitungsbusse. Trotz der beträchtlichen Lautstärke in den ersten zehn Jahren meines Lebens habe ich mich danach schnell an eine ruhige Wohnlage gewöhnt. Absprachen bezüglich meiner Wohnungssuche gestalteten sich später für alle Beteiligten stets beschwerlich.

»Mama, ich möchte diese Wohnung nicht nehmen. Es ist mir viel zu laut!«

»Wie, viel zu laut? Nur weil da mal ein Bus durchfährt? Bist du wählerisch ... Ich bin an einer sechzehnspurigen Straße aufgewachsen und habe es auch überlebt! Nimm die Wohnung und mach keine Faxen!«

September



*»Knechtet die mich so  
bei der Hitze ...«*

Es ist unglaublich heiß, die Schüler sind k. o., und die Lehrer auch. Walmir ist wegen der »Hurensohn-U-Bahn« zu spät. Önder hat gestern bis tief in die Nacht Bayram gefeiert, das Fest des Fastenbrechens, und beschwert sich heute darüber, dass die Schule so früh beginnen muss. Der Rest jammert über das Wetter und das Leben.

»Aaaaaller Frau Feynberg, ich kann nicht mehr von diese Heiß! Ich sterbe!«

»Trink was, Abdul!«

»Neeein, ich kann dann noch mehr nicht mehr!«

»Ich stehe auch nicht unbedingt auf Hitze. Und nun?«

»Wieso machen Sie so?«

»Wieso mache ich was? Die Hitze?«

»Ja ... nein ... ich meine, wieso knechten Sie uns so, wenn es so heiß ist? Lassen Sie uns doch gehen! Wenn wir gehen, können Sie doch auch gehen! Ist doch mieseste Deal, was gibt auf diese Schule!«

Abdul beschwert sich ständig. Das hat er von seinen Eltern, die diskutieren ebenfalls immer. Warum braucht Abdul so viel Papier, das kostet doch Geld? Warum geht man nicht mit den Schülern ins Schwimmbad, sondern ins Museum? Mittlerweile haben sich Tuncer und Walmir dazugesellt. Alle drei gucken mich mit Hundeblicken an.